

(Nachdruck verboten.)

## Die Badereise der Familie Hellvik.

6) Von Alfred af Hedenstjerna.

Papa Hellvik drückte Onkel Gustav's Hand und flüsterte: „Wie schön sie heute ist! Meine liebe, liebe Emma!“

Er erhielt keine Antwort. Erstaunt guckte Albert Hellvik zum Bruder empor. Zwei klare Thränen standen in Onkel Gustav's Augen, seine Lippen bebten, und er biß sich in dieselben mit seinen langen, grüngelben Zähnen, um seine Nüßung zu unterdrücken. Die Herzen beider schlugen so, daß sie die uralten, lautgehenden, großen Spindeluhren in ihren Westentaschen überklingen.

Die alte Frau Christine, die Badefrau der Frau Hellvik, hatte auf der hintersten Bank einen Platz bekommen, da sie zur Generalprobe sich nicht hatte freimachen können. Die Alte weinte ganz laut über die traurigen Folgen der „Missethaten der Eltern“.

„Ach, Sie brauchen sich nicht zu grämen. Mama versteht sich ja mir!“ tröstete sie der junge Argl, der auf der Bank vor ihr saß.

Dann kam, unter ständig steigender Erwartung nach jedem Aktluß, endlich die große Schlussszene, in der die Freiherrin Laura Spadereux von ihren Kindern Abschied nimmt und sich und sie zu lebenslanger Verzweiflung verdammt, und Hugo und Julie, das Herz voller Bitterkeit gegen die Mutter, einzeln hinaus in die Welt gehen, ohne jede Hoffnung, je sich wiederzusehen, ohne Möglichkeit, etwas gegen das Leid auszurichten, das Schwester und Bruder miteinander verbunden . . .

Die Schlusssätze, die der Assessor schon im voraus mit einem noch nie empfundenen Schaudergefühl genoh, lauteten also:

„Freiherrin Laura (das Haupt auf die Platte eines Marmortisches gedrückt, mit tonloser, versagender Stimme): Seht, meine Kinder! Kein Fluch von Euren Lippen könnte mich so schwer treffen, wie mein eigenes Gefühl, daß Ihr beiden Armen als schuldlose Opfer der Missethaten der Eltern gefallen seid. . .“ (Vorhang.)

Bis dahin war alles, wie gesagt, vortrefflich gegangen. Aber als nun Frau Hellvik, herzensstroh, daß alles so glücklich abgelaufen, den überfüllten Saal sah und an den großen Ueberfluß für den wohlthätigen Zweck dachte und dabei fühlte, daß doch sie es eigentlich war, die den Tag gerettet hatte, und sich mystische Gefühlsfüden von ihrem eigenen Herzen zu dem Albert's, der Kinder und Onkel Gustav's draußen im Saal hinspannen, und als sie dann die thränenerefüllten Augen der armen, schönen Oberstin und des so reizend lebenswürdigen Barons hier oben sah — da schauderte sie plötzlich zurück vor der gemeinsamen Grausamkeit der Vorsehung und des Assessors, ihr gutes Herz schwoll über, sie konnte sich nicht länger beherrschen, öffnete ihre Arme und rief:

„Nein, Ihr seid genug geprüft, geliebte Kinder! Schon gestern Abend ward es mir klar, daß unser Leid auf einem wunderbaren Firtum beruht und daß Hugo garnicht mein Sohn ist, sondern der einer lieben, geliebten Jugendfreundin, die auch in dem Hause in der Schmiedegasse Unterkunft gefunden hatte! . . . Umarmt Euch, Kinder! Seht, so verzehrt ein barmherziger Gott die Missethaten der Eltern!“

Eine fürchtbare Bewegung entstand. Die Oberstin und der Baron hatten freilich die Geistesgegenwart, sogleich ihre Kindergesichter an dem üppigen Busen der „Mutter“ zu verbergen und ihr Lachen zu ersticken, aber draußen im Saal kämpften die Bogen der Begeisterung einen harten Strauß mit denen des Erstaunens und der Empörung, bis alles in einen donnernden Applaus erstarrte, „der gar kein Ende nehmen wollte, obgleich es an vielen Orten üblich ist, dergleichen bei Dilettantenvorstellungen ganz zu unterlassen“, — stand in dem Seestädter Tageblatt.

Aber als der Vorhang zum letzten Mal zusammengezogen war, stand der Assessor Galdelin bleich, ganz verstört, mit sprühenden Augen und sich sträubenden Haaren mitten auf der Bühne, wie ein Mensch, der mit Lebensgefahr einem Erd-

beben entronnen ist. Nur mühsam vermochte er seine blutlosen Lippen zu öffnen und zu stöhnen:

„Frau Hellvik — Sie haben mein ganzes Drama ruiniert!“

Frau Hellvik winkte ihrer Tochter:

„Schnell, Gerda, ein Glas Cognak für den Herrn Assessor. Der Baron hat welschen auf dem Fenster . . . Nein, auf dem andern . . . So, ich habe das Stück ruiniert, sagen Sie? Ich glaube das nicht, Herr Assessor, und Sie dürfen mir deshalb nicht böse sein. Sie hörten ja selbst, Herr Assessor, wie sie klatschten. Es ist mir unmöglich, nicht zu helfen, wo ich kann. Und sie klatschten ja ganz gewaltig. Ich glaube, gute Menschen sehen es am liebsten, wenn es zum Schluß gut abläuft, Herr Assessor. Ich glaube, sie meinen, wir haben genug Elend im wirklichen Leben; aber dennoch bin ich, die schon ein wenig länger auf der Welt ist, als Sie, überzeugt, daß das Leben und die Welt und die Menschen weit besser sind, als man denkt! So und nun trinken Sie einen Cognak, dann sind Sie lieb! Ich bin ganz sicher, daß ich ihr Stück nicht ruiniert habe!“

### IV.

Eine warme, milde Hochsommernacht lag über den herrlichen Fluren von Gesundbrunn. Alle Blüten dufteten noch frischer in dem Nachtschlummer. Alles war still und ruhig.

In der Villa der Frau Berg vernahm man keinen Laut, nur ruhige, stille Athemzüge. Da erhebt sich lautlos, lächelnd eine feine Frauengestalt in ihrem weißen Nachtgewande vom Divan in der Fensterecke und lauscht nach dem Bett in der anderen Ecke, in dem ein rosiges Antlitz, von blonden Locken umrahmt, mit geschlossenen Augen in sicherer Ruhe liegt, während die Brust sich leicht in gleichmäßigen Athemzügen hebt und senkt.

Das Mädchen auf dem Divan scheint mit diesem Bilde, wie schön es auch ist, nicht zufrieden zu sein; sie schüttelt ungeduldig den hübschen Kopf und legt sich mit einem Seufzer wieder hin. Dann erhebt sie sich wieder, läßt ihre weißen Füßchen auf den Boden herabgleiten, schleicht leise zum Bett, umschlingt den Hals, der zu dem schönen Kopf gehört, mit ihren Armen und drückt einen Kuß auf die halboffenen Lippen.

Das schlafende Mädchen fährt zusammen und murmelt erschreckt:

„O, wie können Sie's wagen, Herr Pastor . . . Mein Gott, Gerda, Du bist es . . .?“

Die schlante, weiße Gestalt schlüpft ins Bett, schlingt die Arme um die Liegende, verbirgt das Gesicht an ihrer Brust und flüstert:

„So, Deine Seele und Gedanken weilen auch daheim, Kennst Du?“

Anna reibt etwas verdrießlich den Schlaf aus den Augen und sagt:

„Nein, ganz und gar nicht! Ich finde es ganz bezaubernd hier, aber ich träumte jetzt gerade, ich wäre zu Hause und einer gräßlichen Unannehmlichkeit ausgesetzt . . .“

„Daß Pastor Fridolin Dich küßte?“

„Ja, Aber wie in aller Welt kannst Du das wissen? Su!“

Sie führte den weißen, runden Arm an die Lippen und rieb sie mit zornigem Eifer.

„Nächst Du Dir denn gar nichts mehr aus dem Pastor?“

Anna Hellvik richtete sich auf und strich das Haar mit den Händen zurück.

„Es ist so sonderbar, Gerda! Wir haben niemals einander etwas verborgen, und Du weißt, zu Hause glaubte ich, ihn leiden zu können. Aber hier ist es so herrlich, es gefällt mir so gut, seit sie über Mama nicht mehr so lachen und niemand Onkel Gustav etwas übel nimmt. Ich habe an Pastor Fridolin schon lange nicht mehr gedacht, weißt Du!“

„Aber Anna! Du hast Dich doch wohl nicht in den Baron verliebt?“

Anna unterdrückte ein Nichern und flüsterte:

„Nein Liebste, den kannst Du ruhig für Dich behalten, wenn Du willst.“

„Da ist es also Herr Nilsson?“

„Du, wie warm es hier ist! Warum spuckst Du eigentlich hier so in der Nacht herum, Gerda?“

Gerda schwieg lange und beharrlich. Schließlich murmelte sie:

„Weil . . . ach, was gäbe ich nicht darum, morgen zu Hause in Kulkuna zu sein, wenn er kommt und nach den Kühen sieht . . .“

Und dann verbarg sie wieder zwei erglühende Wangen an der Brust der Schwester.

Anna strich sacht über ihr blondes Haar hin und sagte: „Armes Gerdachen! So, das mit dem Doktor Langberg geht also nicht vorüber, obgleich Du nun so viele andere Männer zu sehen bekommst?“

„Nie!“ flüsterte Gerda sehr bestimmt.

„Aber, Liebste, er ist doch nur Thierarzt, und hier könntest Du . . .“

„Ja, das glaubt Ihr alle; aber ich selbst fühle so deutlich, daß ich ihn niemals vergessen kann. Uebrigens muß ein Thierarzt das Studentexamen gemacht haben, und das hatte der Provisor bei Stenberg's nicht, in den Du vor zwei Jahren so verschossen warst.“

(Fortsetzung folgt.)

## Einiges über Rauchwaaren.

Während im klassischen Alterthum die Verwendung von Pelzwerk als Kleidung und Zierde völlig unbekannt war — weder die schönheitsdürstigen Griechen noch die prunkliebenden Römer wußten etwas von diesem kleidsamen Luxusgegenstand — ist gerade in den letzten Jahrzehnten dem Verbrauch von Pelzwaaren starker Vorschub geleistet und den Thierfellen aller Art eine Werthschätzung erwiesen, wie man sie seit dem Mittelalter, wenigstens in unseren deutschen Gauen, nicht gekannt hat.

Diese so allgemein gewordene Verwendung von Rauchwaaren hat naturgemäß die Menge der Felle liefernden Thiere ganz erheblich vermindert. Mit diesem langsamen Schwinden der Thiere wie Zobel, Wiber u. s. w., steigt ihr Werth, und die Preise gestalten sich immer unerschwinglicher. Nur so war es möglich, daß der Handel mit nachgeahmten Rauchwaaren zu einer Blüthe gedieh, die der mit echtem Pelzwerk fast gleichkommt.

Vor allem der Zobel wird so vielfach nachgeahmt, daß die Mehrzahl der sich so stolz darbietenden Zobelpelze sich bei genauer Prüfung als gefärbte Marderfelle entpuppen. Ebenso ergeht es dem Fell des buchowischen Lammes, dem sogenannten Persianer, dessen Nachahmung kaum vom Original zu unterscheiden ist. Weniger gegliedert ist die Nachahmung des Stunkspelzes, der vom nordamerikanischen Stintthiere stammt; dessen Preis wird immer ein relativ hoher bleiben wegen der verschiedenen Prozesse, die erforderlich sind, den Geruch zu vertreiben.

Ein sehr kleidsames Pelzwerk liefern uns auch einige Wasservögel, so der am Bodensee und in Holland lebende Haubentaucher, ferner der Schwanz und der graue Geier.

Wenn nun aber auch, wie erwähnt, Hellas und Rom keine Kenntniß von dem Nutzen der Rauchwaaren hatten, so war in Deutschland das Pelzwerk von frühesten Zeiten an als natürliches Material für Kleidungsstücke jeglicher Art in Gebrauch.

Als der im Mittelalter sich ausbreitende Luxus sich auch auf die Rauchwaaren erstreckte, wurde es den untern Ständen verboten, Luxuspelze zu tragen. Trotzdem war der Verbrauch von Fellen aller Art, vor allem in der weiblichen Toilette, sehr stark.

Hermelin und Zobel, Marder, schwarze Füchse und Eichhörnchen mußten ihre Felle zu Markte tragen, um „den holden Leib“ der deutschen Frauen zu schmücken, die auch im Sommer eine Anwendungsart für diesen so gut kleidenden Luxusartikel herausfanden.

Ulm und Regensburg tauschten die Rauchwaaren ein vom Silden, die Hansestädte vom Norden mit Grau- und Wint-Werk und Hermelin, fütterte und umbordete man Kleider, Mäntel, Peden und Behänge. Das vornehmste unter den Thierfellen war der Zobelpelz. Er diente dem Hermelin sozusagen als Folie, indem er als Vorstoß und Befatz mittels seiner dunkleren Färbung dessen schneeweiße Weiße mehr Geltung verschaffte.

„Der beste Zobel von der Welt — heißt es in einer Dichtung Hartmann von Aue's — kommt von Conneland, dessen Herrscher der Sultan ist und das rings umschlossen ist vom Lande der Griechen und der Heiden.“ Der Dichter meint Zconium in Kleinasien. Die weiten Wälder und Steppen des russischen Reiches waren schon damals die Lieferanten des Zobel-felles.

Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erlitt der Luxus, der mit dem Verbrauch von Thierfellen getrieben worden war, eine ganz bedeutende Stöckung. Der Grund war eben so einfach, wie natürlich. Die europäischen Wälder waren ansgeraubt. Sie wiesen keine Pelzthiere mehr auf, und Rußland verbrauchte seine Felle im eigenen Lande. Den Russen gilt der Pelz nicht als Luxusgegenstand, sondern als unentbehrliches Bekleidungsstück. Der Kirgise begnügt sich mit einer Pferdehaut, der Tatare bevorzugt das graue Schaffell, der Ruthene das schwarze und der Kalmyke das kaffee-farbene.

Die Entdeckung Nordamerika's sowie die Eroberung Sibiriens brachten dem Handel und der Verwendung von Rauchwaaren eine neue Blüthezeit. Luxus und Mode einten sich, sie noch immer mehr

zu heben und die Reihe der Pelze spendenden Thiere von Jahr zu Jahr zu vergrößern. Zobel, Edelmarder, Nerz, Zitis, Hermelin, Stint, Feh, Hamster, Kaninchen, Opossum, Angora, Schaf, Reh, Seehund, Robbe, Seeotter — alle diese Thiere liefern ihre Felle dem Bedürfniß und dem Luxus. Jedes Fell hat seine eigene Bestimmung. Lang- und feinhaarige Pelze werden für Kleidungsstücke verwandt. Reh- und Robben-Felle ergeben Jagd- und Reife-Taschen, Tornister und Schürzen. Tiger- und Angora-Felle liefern Zimmerdecken und Wandschmud. Das grobe Bärenfell wird für Fußwärmer, Wagen- und Schlitten-Decken verarbeitet; Reh- und Zitis-Schweife zu Pinseln.

Je kälter eine Gegend, um so werthvoller, also um so feiner und dichter sind die Felle. Der kostbarste Zobel lebt im östlichen Sibirien, in den Wäldern der Giskalen, an der Küste des Stillen Ozeans. Dieser sibirische Zobel ist ein marderähnliches Raubthier, ungefähr 58 Zentimeter lang mit einem etwa 17 Zentimeter langen Schweif. Sein seidiges, glanzreiches Fell ist um so theurer, je einfarbiger es ist. Die schönsten Zobelpelze sind auf dem Rücken schwärzlich, am Halse und an den Seiten kastanienbraun, an den Wangen grau, an der Schnauze schwarz und grau gemischt, an den Ohren weißlich grau oder lichtbraun gerändert, am Unterhals dottergelb bis roth-orange.

Am reichsten an pelzliefernden Thieren ist die Seefüstenproving Sibiriens am Stillen Ozean. Hier findet sich alles vertreten, was nur ein Fell zu Markte zu tragen hat: Reh, Firsch, Eber, Tiger und Panther, Bären, Zobel und das große Wiesel (Hermelin).

Einen Hauptgegenstand des sibirischen Pelzhandels bilden die Eichhornfelle. Anßer diesen werden geliefert: Wolf- und Bärenfelle, Elenthier- und Rennthierfelle, Zobel, Fuchs und Hermelin. Der weiße Winterpelz des Wiesels ist noch heute sehr gesucht. Freilich treten an seine Stelle sehr oft Kagenfelle. Im Mittelalter durfte das Hermelin nur von Fürsten getragen werden. Die Sage, daß das Wiesel eher durchs Feuer als durch den Schmutz gehe, machte es zum Sinnbild der Reinheit und Unschuld.

Das Jagen der Rauchwaaren liefernden Thiere wird auf verschiedene Art versucht. Am gefahrbringendsten und mühevollsten ist die Zobeljagd. Die fast unzugänglichen Berge, die weiten breiten sibirischen Ströme mit ihrem Eisreichthum bieten dem Thiere vortheilhafte Schlupfwinkel und dem tollkühnen Jäger auf Schritt und Tritt Gefahren. Dessen ungeachtet wird der Zobeljagd sehr oft von einem einzelnen gewagt, der mit seinem Hundeschlitten tagelang in dem dichten Urwald den Spuren des kostbaren Thieres nachschleicht. Im großen und ganzen wird aber die Zobeljagd von größeren Gesellschaften abgehalten; dreißig bis vierzig Personen vereinigen sich zu diesem Zweck. Die Jagd dauert von Oktober bis Dezember.

Der Preis des Zobel-felles in den sibirischen Handelsstädten schwankt zwischen 50 und 500 R.

Am einträglichsten für die Jäger ist der Fang des ungemein seltenen schwarzen Fuchses. Ein solches Fell erlangt bisweilen einen Werth von 1000 Rubeln und mehr.

In den Vereinigten Staaten und in Kanada jagen Indianer, Amerikaner und Europäer die Pelzthiere. Die von den Indianern gelieferten Felle sind: Wiber, Wisam, Silber- und Kreuzfüchse, Luchse, Nerze (Wasserwiesel), Ottern, Büffel, Bären, Wölfe und Zobel. Die amerikanischen Zobel sind grobhaarer als die sibirischen, auch mehr röthlichbraun als goldfarbig. Die schönsten amerikanischen Felle kommen von der Hudsonbai, aus Labrador und Ostmaine.

Die russisch-amerikanische Kompagnie, die auf Kobial, Sitka und Alaska ihren Handel treibt, tauscht von den Eskimo und den Indianern Ottern-, Wiber-, Fuchs- und Seehundpelze ein und bringt sie nach St. Petersburg und China.

Den Mittelpunkt des Handels mit Rauchwaaren in Rußland bildet Nishnij Nowgorod, wo alljährlich die russischen Pelzvorräthe sich zusammenfinden.

Der Haupthandelsplatz für Rauchwaaren in Deutschland ist Leipzig, dessen jährliche Zufuhr von Fellen an 30 Millionen Mark Werth haben soll. Der Handel hängt von der herrschenden Mode und der Nationaltracht ab. Wien, Berlin und Breslau zeichnen sich hierin besonders aus. Die Felle kommen roh, halb oder auch ganz zubereitet in den Handel. Dem Jäger obliegt natürlich die Anfangsarbeit, indem er dem Thiere das Fell abzieht, es ausspannt und trocknet. Nun kommt der Kürschner in Thätigkeit, vielfach auch noch erst der Gerber. Das Trocknen macht die Felle sehr oft brüchig und hart, so daß eine leichte Gerbung erforderlich ist. Man befeuchtet zu diesem Behuf die Haut mit Wasser, schabt sie mit einer eisernen Stange, bestreicht sie mit einer fettigen Masse und streut Mehl oder Kreide darauf.

Nunmehr wälzt man die Pelze in einer warmen Sand und Zobelspäne enthaltenen Lonne lächtig hin und her, klopft sie hernach ordentlich aus und bearbeitet sie mit einem scharfen Messer.

Lammfelle müssen vollständig mit Wasser durchzogen, mit Gerstenschrot bestreut werden und darauf noch mehrere Tage in Salzwasser liegen bleiben. Kaninchenfelle beizt man mit Alaun; Eichhörnchenfelle bestreicht man mit Butter und reinigt sie mit Gips und Sand.

Die geschicktesten Gerber sollen die Nomaden Rußlands sein. Aber auch die berühmten Gerber in Moskau, Astrachan, Kasan und Kaluga weisen Meister in dieser Arbeit auf. Die besten Kürschner soll China besigen. Berühmt sind auch die gefärbten Londoner Felle und die Leipziger zubereiteten Eichhornpelze.

Neben der Fellumbordung, die heute sogar auf die Tüllkleider sich erstreckt, begünstigt die Mode außerordentlich das Federpelzwerk. Da ist es vor allem der Schwan, der uns sein zartes, flaumiges Pelzwerk liefert. Den ebenfalls augenblicklich so sehr beliebten Marabut-Federnbesatz spenden verschiedene Storcharten Indiens und Brasiliens. Die so äußerst wertvollen Federn sind kurz, fein zerklüftet, blendend weiß oder silbergrau. —

(„Kölnische Volkszeitung.“)

### Aleines Feuilleton.

— Das Tabernakelrecht der Frau. Unter diesem Epitheton schreibt man der „Frankf. Ztg.“ aus Zürich: Im saultgallischen Rheinthale wächst ein ganz ordentlicher Tropfen Wein, den man sich gerne munden läßt, namentlich in froher Gesellschaft. In einem Städtgen dieses Rhein- und Weinthales nun haben eine Anzahl Mädchen begonnen, jeweilen an Sonntagabenden zu heiterem Vereine im Wirthshaus sich zusammenzufinden und vom edlen Nebenmaße in Rucht und Ehren zu nippen. Aber die Philister kamen über sie und in den beiden Stadtblättern ward über die Mägdelein, die sich Mannesrecht anmaßten, die Schale des bekannten „sittlichen“ Zornes ausgegossen. Die waderen Evasstöchter blieben indessen die Antwort nicht schuldig, sondern erwiderten in eben denselben Gazetten des Städtleins ihren Richtern. „Als Angegriffene“, so beginnt die Abwehr der Rheinthalerinnen, „erwidern wir kurz und bündig, daß wir uns von solchen Zeitungsschreibern keine Vorschriften machen lassen, und daß unsere Sittsamkeit in ihrer Gegenwart mehr gefährdet ist, als ohne sie. Wenn im Wirthshaus so große Gefahren sind, warum werden diese von den Männern so fleißig besucht, und warum sitzen diese so lange darin, bis sie auf ihrem oft recht krummen Heimwege auf Abwege stolpern oder von Nachthuben (gleich Nachtschwärmern) heimtransportirt werden müssen? Wir betrachten es deshalb als unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, daß immer mehr Personen unseres Geschlechtes ins Wirthshaus gehen, ja sogar alle Wirthshäuser mit Mitgliedern unseres Geschlechtes vollzupropfen, daß keine sogenannten Herren der Schöpfung mehr Raum darin finden, und das so lange, bis die Männer sich an irgendwelche Sparsamkeit gewöhnen. Dann aber werden auch wir wieder zu der uns angeborenen Sparsamkeit freiwillig zurückkehren. Kehrt also zuerst vor Eurer Thüre und versuchtet nicht, Mädchen nach Hause zu begleiten, während Eure angetrauten Frauen mit Sehnsucht und Stummer Eure Heimkunft erwarten, denn bei derartigen Verjahren weisen wir Euch hin, wo Ihr hingehört: Zu Euern Frauen!“ —

### Theater.

— d. In der „Neuen Freien Volksbühne“ wurde am Sonntag im Ostend-Theater ein Werk Hebbel's aufgeführt, das vordem noch nicht auf einer Bühne erschienen war: „Julia“. Das Stück war im Jahre 1848 von den Hoftheatern in Wien und Berlin bereits zur Aufführung angenommen, wurde dann aber wieder abgesetzt, weil „der Geist der Zeit sich inzwischen wieder verändert hätte“. Das mit romantischen Elementen durchsetzte Drama fand bei den Mitgliedern der „Neuen Freien Volksbühne“ lauten Beifall. Um das Spiel machten sich besonders verdient: James Kuxert (aus Zürich) als Graf Vertram, Fräulein Leno (vom Neuen Theater) als Julia und Casar Ved (aus Wiesbaden) in der Rolle des Antonio. —

### Musik.

Konzerte. Theater des Bestens. „Großer internationaler Kongreß der Klaviermarie.“ So ungefähr hätte sich die diesmalige Musikwoche betiteln können. Aus Nordwest wie aus Südost kamen sie als rüstige Reisende und bewährten diese Rüstigkeit auch im Hin- und Herfahren zwischen den beiden Polen des Klaviermarieischen Daseins: der steifen taktmäßigen Korrektheit und dem als Willkür mißverstandenen Rubato — daß in der Anruhe des Rubato Ruhe am allermeisten nothth, davon hat z. B. ein Musterexemplar aus jenem Kongreß, Marie Gesellschaft, die am 7. d. M. im Beckstein-Saal ihre Noten spielte (die vielen langsam, die wenigen schnell), anscheinend keine Ahnung. Auch die zwei Budapesterinnen, Kornelia Hollosy und Ida Kelen, die am 6. im Architektenhaus auf zwei Klavieren spielten, zeigten wieder, wie schwer weibliche Musiker (schließlich wohl aus Gründen der geringeren Muskelherrschaft beim Weib) mit der Kunst des gebundenen und des freien Taktes zurechtkommen. Eine Bourrée von D. Scarlatti spielten sie modern schumann'sch, die Humoreske von Schumann spielten sie eher klaritatisch und verfehlten just den Humor dieses herrlichen Werkes. Gerade hier sollte sich zeigen, wie weit das Spielerpaar auf dem Instrumentenpaar eine einseitliche, freie Doppelindividualität, statt zweier aneinander gefesselter Einzelindividualitäten, werden kann. Daran aber dürfte sie auch die diesmalige Sonderart des zweiklavierigen Spiels gehindert haben. Es galt Uebertragungen einzelner Klavierstücke. Das Problem dabei ist, die in einem Stück verborgene größere Fülle der Stimmen herauszuarbeiten, also einen reichgefüllten Kontrast zu bekommen, wie es z. B. Julius Zellner in seiner Transkription von Beethoven's Kreutzerkonzerte (die aber ursprünglich für Klavier und Violine komponirt ist), in einer wohl musterhaften Weise gethan hat. Heinrich Gobbi in Budapest, der Lehrer jener beiden, ging bei seinen Bearbeitungen nur von dem Gedanken der Erleichterung und Berdeutlichung des

Vorwoges aus und verzichtete ganz oder theilweise auf „Fällung“. So war dieses Konzert — das trotz vorgängiger Reklame ziemlich leer blieb — keine wesentliche Bereicherung unserer Musik, obgleich die beiden sich als tüchtige, einigermaßen auch als plastische Spieler bewährten. Emma Koch, die am selben Abend in der Singakademie als eine dem Publikum bereits freundlich bekannte Klavierpielerin auftrat, hatte mit ihrem Gefühl für den Charakter schumann'scher und späterer Musik, trotz mancher Unfeinheiten, mehr Glück. Andere Pianistinnen mußten wir übergehen, ohne sie deshalb als minderwerthig betrachten zu wollen. Dagegen hat sich der bereits gut eingeführte Pianist Waldemar Lüttsch am 9. d. M. in der Singakademie als ein Mann von manchem tüchtigen Können bewährt. Er bringt für Beethoven's Es-dur-Konzert eine mächtige, besonders rhythmische und weniger melodiose Gestaltungskraft mit, wie sie die Frauen und selbst die damalige etwas nachlässige Direktion des philharmonischen Orchesters nicht ebenso besigen. Immerhin handelt es sich auch bei ihm mehr um gewandtes Spiel als um den Drang, Innerliches auszudrücken, und mehr um schönen Anschlag und Beherrschung des Figurativen als um anderes.

Im gesanglichen Theil dieser Woche ist zunächst M. T. H. de Sauset (am 8. in der Singakademie) zu nennen. Durch die „starke Indisposition“ hindurch, wegen deren das Publikum um Rücksicht gebeten war, konnte man eine durch längere Schulung geleitete Stimme, eine sehr deutliche Aussprache wenigstens der Konsonanten und ein nach Ausdruck ringendes Verständniß, aber auch eine Unfertigkeit der Ausbildung erkennen, an der das Umzingeln dieses Mezzosoprans zu einem Sopran Hauptschuld sein dürfte. Minna Rode erwies sich, zum theil in Gesangsbegleitung, als eine sympathische Geigerin. — Am 9. verabhiedete sich Lilli Lehmann vor einer Amerika-Reise von dem Konzertpublikum, das seinen Liebling in Weisfallstraferei zu ungezählten Zugaben nöthigte und mit unzählbaren Handklüssen belagerte. Die Sangeskünstlerin bewährte, wie uns ein Vertreter berichtet, wiederum die so überaus vornehme schlichte Art ihres Vortrags, sowohl beim tiefen Ernst wie bei neckischer Heiterkeit, und die ergreifende Herrlichkeit ihrer Töne. — Auch über zwei unserer großen Abonnements-Konzerte berichtet unser Vertreter und zwar aus den Hauptproben. Das vierte Symphonie-Konzert der Königl. Kapelle dirigierte Weingartner in bekannter Weise. Neues gab es nicht, etwa Motz's Zusammenstellung einer „Balletsuite“ aus Gluck abgerechnet, und der Beifall war mäßig. Das fünfte Philharmonische Konzert unter Ritsch (am 11. und 12. Dez.) gehörte dem Gedächtniß Beethoven's (geboren 16. Dezember 1770) und brachte die 6. und 9. Symphonie. An der padenden Wirkung und an der Gewinnung des entsprechenden Beifalls waren alle Mitwirkenden theilhaftig, am meisten wohl der Philharmonische Chor. —

Im Jahre 1882 feierte zu Hamburg ein Theater-Veteran sein 60jähriges Künstlerjubiläum, aus dessen dramatischer Laufbahn, auch wenn er keiner der „Größen“ war, noch immer reiche Früchte übrig sind. Es ist Karl August Görner, geboren 1806 zu Berlin, gestorben 1884 in Hamburg — ein vielgewandter Schauspieler, Regisseur und Bühnendichter. Als seine hauptsächlichsten Schöpfungen gelten die sechs Bändchen seines „Kindertheaters“ (Berlin 1855) und die achtzehn Bändchen seiner „Weihnachtsmärchen-Komödien“ (Hamburg 1879—1884); als eigentlicher Schöpfer der Gattung der Weihnachtsfeerie gilt er. Es ist heute nicht leicht möglich, über den Werth solcher Dichtungen und Aufführungen für Kinder ein allgemeinerer Urtheil abzugeben; besty doch gerade die heutige Literatur nur versprengte und nicht erfolgreiche neue Anläufe zu Kinderdichtungen, wie namentlich das Dahinschleppen eines längst angekindigten Sammelwerkes solcher Poesien zeigt, um das sich Herr C. Brausewetter redliche Mühe gegeben hat. Gelegenheit zu einem vereinzelt Urtheile gab uns am 10. d. M. nachmittags im Theater des Bestens die erste Aufführung der Wiederaufnahme und Reaustattung von Görner's Weihnachtsmärchen „Schneewittchen und die sieben Zwerge“ und zwar als Kindervorstellung, nachdem es (unserer Kenntniß nach) zuerst 1874 zu Hamburg aufgeführt worden war. Daß das an originellen Situationen so reiche alte Märchen in Form eines ebenso reichen Ausstattungstüdes der gedrängt lauschenden Kinderwelt viel Spaß und Nahrung gemacht hat, läßt sich denken. Allein fragen läßt sich doch auch, ob damit für die Jugend das künstlerisch Richtige getroffen ist, für die bekanntlich nur das Beste gut genug sein soll. Die Kinder verstehen wahrscheinlich weniger von einer solchen inhaltsreichen Darbietung und haben andererseits wohl mehr Gefühl für einen dramatischen Zusammenhang, als wir zunächst meinen möchten. Da ist es nun nicht gleichgiltig, ob ihnen ein straff gebautes, wenn auch noch so naiv einfaches Drama, oder aber eine „verbühtete“ Epil dargeboten wird; ob es eine wirkliche Kunstleistung gilt oder ein Theaterstück mit hereingeschnittenen Balleten; ob auf Illusion abgezielt wird, oder ob auch Schneewittchen vor dem Vorhang sich bedankt; ob deutlich gesprochen wird, oder ob auch auf der Bühne jenes gestaltlose Knödeln und Maulstießen herrscht, das im gewöhnlichen Leben, einschließlich mancher Unterrichtsstätten, als angelegentliches Sprechen herborgebracht wird.

Die neuliche Vorstellung ließ diese Frage nicht recht zu gunsten der Dichtung und ihrer Reproduktion beantworten. Auch abgesehen von den Bestialitäten, die nun einmal zur Exposition dieser und anderer alter Volksschöpfungen gehören, und die hier

nicht eben in dem künstlerischen „Wie“ aufgelöst sind, ist es doch jedenfalls eine Schwäche der einschlägigen Literatur, beim Un-dramatischen Anlehen machen und den Erfolg hauptsächlich auf packende Einzelbilder begründen zu müssen. Und nun die Darstellung, die anscheinend wieder recht wenig „fertig“ war! Gespielt wurde von Anfängern oder wahrscheinlicher Liebhabern, die alles ihrige dazu beitrugen, die Jugend von der Gewöhnung an gute Leistungen fernzubalgen. Wohl nur Fräulein Kelly Roland brachte in der Titelrolle den herzgewinnenden naiven Zug zur Geltung, der den routinirten Schauspielerinnen so oft fehlt. An der spärlich ein-greifenden Musik fiel uns nicht eben Kennenswerthes auf, und die „Ballette“ waren ganz dazu geeignet, die Zuhörer beizeiten auf Ver-wunderung des Nichtsagenden zu dressiren. —

**Kunst.**

— Im Frühjahr ist, wie damals berichtet wurde, eine Art Berliner Sezessionsbewegung eingeleitet worden, da die Jury der Großen Berliner Kunstausstellung dieses Jahres noch willkürlicher als sonst gegen jüngere Künstler vorgegangen war. Die Bewegung ist jetzt zu ihrem Ziele gelangt: sie erhält in der nächsten Ausstellung eigene Säle und eigene Jury. —

**Völkerkunde.**

a. Ein eigenartiges Volk im nordöstlichen Transvaal sind die Bawenda. Erst kürzlich sind genauere Berichte über sie be-kannt geworden, die sich jetzt in dem neuen Buch von A. Seidel, „Transvaal“ zusammengestellt finden. Sie gehören zwar zu der großen Völkerfamilie der Bantuneger; aber sie sind durch ihre Sitten und Gebräuche, durch ihren ausgebildeten Götzendienst, durch das ursprüngliche Fehlen der Beschneidung von allen anderen benachbarten Stämmen sehr erheblich verschieden. In ihr jetziges Gebiet sind sie um das Jahr 1700 eingewandert. Ihr Stammsitz ist wahrscheinlich am unteren Kongo zu suchen, noch heute deuten einzelne Sprichwörter und Nede-wendungen darauf hin, daß ihnen die Erscheinungen des Meeres früher bekannt gewesen sind, während ihnen in ihrem jetzigen Lande jegliche Art der Schifffahrt völlig fremd ist. Gegenwärtig wird die Zahl der Bawenda auf 100 000 Köpfe geschätzt. Sie stehen unter der Herrschaft der Buren, freilich mehr dem Namen nach als in der That. Ihr kleines Gebiet, das kaum halb so groß ist wie die Provinz Brandenburg, ist in drei Reiche getheilt, an deren Spitze „Könige“ stehen. Jedes Reich besteht wieder aus Provinzen unter der Leitung von Häupt-lingen, die wieder Kreishäuptlinge unter sich haben, und so geht die Reihe fort bis zum Dorfschulzen. Die Macht des Königs gilt als un-mitschränkt. Er ist Herr über Leben und Tod; er setzt Häuptlinge ein und ab, befehlt auch wohl die wichtigsten Posten mit Frauen aus der Zahl seiner Weiber, um sich gegen Aufstände zu sichern. Er spricht in allen wichtigen Fällen Recht, und die Straf-abgaben, deren Art und Höhe genau bemessen ist, bilden die Hauptquelle seiner Einnahmen. Die Bawenda zeichnen sich durch eine große Kunstfertigkeit aus. Vor allem sind sie Meister in der Schmiedekunst. Eisenerz gewinnen sie in den Eisenbergen am Lebuvu. Aus dem Holz ihrer Wälder brennen sie Holzstohlen. Aus Lehm haben sie Schmelzöfen gebaut, die einen Meter hoch sind und inwendig eine Grube haben. Kohle und Eisenerz werden da hineingeschüttet, dann wird die Kohle entzündet und mit Blasebälgen, die aus Fellen gefertigt sind, durch Löcher in der Ofenwand eine Weisgluthitze erzeugt und erhalten, bis der Eisenschlumpfen herausgeschmolzen ist. Ein Stein dient als Ambos, ein anderer als Hammer, und trotz der einfachen Werkzeuge wissen sie sehr geschickt Biden, Aegte, Messer, Pfeile u. dgl. zu schmieden. Die Bawenda stellen auch Körbe in den verschiedensten Formen und Größen, und Matten aus Rinsen in allen Breiten und Längen her. Spazierstöcke und Affagane werden zierlich mit Draht in abwechselnden Farben geflochten. Töpfe aus Thonerde werden meist von Frauen gearbeitet. Wertwürdige Hüte weist die Vorstellungswelt der Bawenda auf. Wie der Tod in die Welt gekommen, erklären sie sich so: Der Schöpfer der Welt, Kosane, hat viel Gutes und Schönes für die Menschen auf der Erde geschaffen, aber dann hat er sich zurückgezogen, um sich trägem Nichtstun zu überlassen, und lebte nun mit einem anderen, stärkeren Gotte zu-sammen. Eines Tages starb der Hund von Kosane, und er bat nun den andern, ihn wieder aufzuwecken. Der aber meinte: „Was nützt ein Hund? Wird er etwa auch gegessen?“ Bald darauf starb jenem ein Mensch, und er bat nun Kosane, ihn wieder zu er-wecken. Dieser aber wollte sich wegen des Hundes rächen, und sagte: „Ein Mensch wird auch nicht gegessen, warum soll er wieder aufgeweckt werden? Er ist zu nichts nütze, mag er nur todt bleiben.“ So ist der Tod in die Welt gekommen. Um den Menschen zu helfen, tritt nun ein anderer Gott ein, Thobele. Der sandte zuerst den Tausendfuß mit der Vorkchaft zu den Menschen: „Gehe und sprich: die Menschen sollen sterben und wieder auferstehen.“ Danach sandte er das Chamäleon ab mit anderer Vorkchaft: „Gehe und sprich: die Menschen sollen sterben und vergehen.“ Der Tausend-fuß ließ sich aber unterwegs Zeit, ging langsam und ah Frische, so daß das Chamäleon ihm zuvorkam und seine Vorkchaft zuerst zu den Menschen brachte. Als dann der Tausendfuß mit seiner Vorkchaft kam, da erwiderten die Menschen: „Wir haben den Vorgänger ge-hört, der Nachfolger ist eine Kalabasse; wie die Kirbischale im Sturm nur einen heulenden Ton von sich giebt, so ist es mit Deiner Rede. Wir verstehen sie nicht.“ So blieb es beim Tode. —

**Meteorologisches.**

io. Ueber den grünen Sonnenstrahl hat die Pariser Akademie der Wissenschaften eine neue und sehr bemerkenswerthe Mittheilung von Biot-Bey erhalten. Danach ist es wahrscheinlich, daß der grüne Strahl, der sich sowohl bei Sonnenaufgang wie bei Sonnenuntergang zeigt, nirgends so häufig zu beobachten ist wie in Unter-Egypten. Trotz der kurzen Dauer der Erscheinung ist der Strahl sehr deutlich wahrnehmbar und zwar immer von der Farbe eines schönen Smaragdgrün; die Färbung ist im allgemeinen bei Sonnenaufgang auffallender. Bei Sonnenuntergang scheint, wenn der Beobachter mit größter Aufmerksamkeit das Naturchauspiel verfolgt, die Dauer des farbigen Strahls etwas länger zu sein, nicht selten aber sieht man dann den letzten Strahl eine deutlich blaue Färbung annehmen. Es wird jetzt als feststehend betrachtet, daß diese Naturerscheinung durchaus eine objektive ist, daß der Meereshorizont nichts mit ihrer Färbung zu thun hat, und daß auch keine Suggestion bei der Beobachtung durch den Menschen eine Rolle spielt. Freilich kann gegen den ersten Punkt eingewandt werden, daß die Entstehung der Farben noch zu wenig bekannt ist, als daß man die Objektivität oder Subjektivität eines Farbenspiels mit Sicherheit entscheiden könnte. Uebrigens ist die erste Beobachtung des grünen Sonnenstrahls wahrscheinlich sehr alt. Wie Gross in dem Bulletin des egyptischen Institutes von 1893 ausführte, hat er nicht nur selbst bei den Ruinen von Mem-phis bei Sonnenaufgang oft zunächst den blauen und dann den grünen Strahl gesehen, sondern er ist auch der Ueberzeugung, daß schon die alten Egypter diese merkwürdige Erscheinung beobachtet haben. Als Beweis dafür gilt ihm die Thatsache, daß auf vielen Denkmälern und besonders auf einer Stele der fünften Dynastie ein Bildzeichen, das die aufgehende Sonne darstellt, am äußersten Rande blau und auf den zwei mehr nach innen liegenden Streifen grün gefärbt ist. Da die Egypter in der Sonne einen ihrer obersten Götter, Ra, verehrten und bereits gute Beobachter waren, so dürfte ihnen die Laune des grünen oder blauen Strahls an ihrem Gotte nicht entgangen sein. Auch in egyptischen Schriften ist gelegentlich auf die grüne Farbe der Sonne bei ihrem Aufgange hingedeutet, indem sie mit einem kostbaren Steine verglichen wird, der dem Smaragd entsprechen dürfte. —

**Humoristisches.**

— Klare Kunst. Käuferin: „Was trägt man jetzt eigentlich? Hohen oder niedrigen Abja?“  
 Schuhmacher: „Ja, das ist so, gnädige Frau! Die Stiefel mit hohem Abja haben jetzt einen niedrigeren Abja als die mit niedrigem Abja, aber selbst bei diesen ist der Abja nicht so hoch, daß er den niedrigen Abja der Stiefel mit hohem Abja ausgleichen könnte.“ —  
 — Vom Herrn Professor. In dem schlesischen Städtchen B. fand kürzlich die Entlassung der Abiturienten statt. Wie üblich, machten auch diesmal die jungen Leute, bevor sie B. auf immer verließen, den Lehrern des Gymnasiums ihre Abschiedsbesuche. Der eine der Herren Professoren gab ihnen bei dieser Gelegenheit in bewegtem Tone das ermahnende Wort mit auf den Weg: „Wäh'n Schie mit Gott und mach'n Schie die Entreehtiere zu!“ —  
 — Zum Weinen. Er: „Weshalb weinst Du denn nur?“  
 Sie: „Ich habe eben unseres Hochzeitstages gedacht.“  
 Er: „Da laun ich Dir's nicht verdenken. Mir selbst ist das Weinen nahe, wenn ich daran denke.“ — („Jugend“.)

**Vermischtes vom Tage.**

— Auf der Insel Juist ist, wie aus Aurich gemeldet wird, ein großer Schlepplahn gestrandet. Zwei Mann wurden gerettet. Ein Schlepper mit gebrochener Schraube und zwei Schlepplähne treiben auf der See. —  
 — Ein orlanartiger Sturm richtete in Lübeck großen Schaden an. —  
 — Ein 16 Pfund schwerer Karpfen von 76 Zentimeter Länge und einem größten Umfang von 55 Zentimeter wurde im Pregel gefangen und dem Zoologischen Museum in Königsberg i. Pr. über-wiesen. Das Alter des Thieres wird auf 25 bis 30 Jahre ge-schätzt. —  
 — Im Wäldchen von Srebnagora bei Erin wurden ein junger Mann und ein junges Mädchen erschossen auf-gefunden. —  
 — Bei der Station J am ost (Böhmen) stießen ein Lastzug und ein Personenzug zusammen. 5 Mann des Zugpersonals wurden schwer, 2 Passagiere leicht verletzt. 4 Wagen wurden zertrümmert. —  
 — In der Nähe von Taganrog (Rußland) fuhr ein Kurier-zug bei starkem Nebel in eine Kolonne von sechzig Bahnarbeitern, die, um einen Güterzug vorbeizulassen, auf das Nebengeleise getreten waren. Sechs Mann waren sofort todt, viele wurden stark verstimmt. —  
 — Um den Kindern der Familie einen bequemeren Spielplatz in der Nähe des Hauses einzurichten, kauften die Vanderbilt's in New-York einen Bauplatz für zwölf Millionen Mark. —